

## 91: Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Der Ton von Herrn Motiers de Fraisse genügte, um belanglosen unwillkürlichen Handlungen einen verdächtigen Anstrich zu geben. Dem Publikum waren solche kleine Intermezzos sehr erwünscht. Sie schien es zu erheitern. Vermantes war verwirrt und wußte nichts zu antworten; wirkte die Wahrheit nicht durch die Kraft, genügte eine geschickte Vereinigung von Worten, sie umzustößen?

„Also Sie standen jetzt auf dem Terrain,“ fuhr der Präsident fort. „Sie hatten den Platz eingenommen, den Sie wählten oder auch nicht wählten, die Treiber verfahren ihren Dienst und das Wild bot sich Ihnen Flinten. Fahren Sie fort.“

Vermantes hatte dem Untersuchungsrichter mehrerer Male den tragischen Vorfall erzählt; unermüdet hatte er vor sich selbst in der Zelle alles wiederholt; er hatte in seinem Gedächtnis gewählt, um darin jede Einzelheit und die genaue Folge der Vorfälle festzuhalten, denen nach der Katastrophe eine so fürchterliche Wichtigkeit zukam. Er hatte den Himmel wieder vor sich gesehen, an dem die Wolken heraufzogen. All die Orte, die er so gut kannte, die Gesichter seiner Gefährten, die der Aufseher, alles, was ihm helfen konnte den Augenblick, der ihm zum Schicksal geworden war, wieder heraufzubeschwören. Die Stimmen der Treiber hatte er wieder gehört, den Geruch des feuchten Waldes gespürt und herbstlichen Geschmack der quellsrischen Luft. Aber in diesem Moment begann seine Erinnerung zu schwanken. Er vergaß alles. Die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Seine Hand glitt über seine feuchte Stirn, und er blieb stumm.

„Nun?“ forderte ihn der Präsident auf.

Vermantes warf einen qualvollen Blick um sich, einen jener weiten Blicke, die sich über das Reich der sichtbaren Dinge in rätselhaftes Fernes verlieren. Der Blick schien jenes Wesen anzuflehnen, das vielleicht die Mysterien kennt, die in kein Menschenauge je eindringt. Aber dieser Blick traf nur die undurchdringlichen Gesichter der Geschworenen, den roten Zalar des Staatsanwalts, der sich über sein Vult neigte, das strenge Antlitz des Präsidenten, der wartend verharrte. Endlich begann Vermantes mit schwacher Stimme, die nach und nach kräftiger wurde, zu erzählen:

„Ich hatte schon einige Fasane geschossen, als die Treiber das Rudel ankündigten. Zu gleicher Zeit hörte ich Zweige knacken, welche die Tiere auf ihrer Flucht zerbrachen. Da wechselte ich die Ladung meines zweiten Schusses, um bereit zu sein. Ich glaubte durch das Geräusch wahrgenommen zu haben, daß die Hirsche sich rechts nach der Schützenlinie gewandt hatten. Mechanisch drehte ich mich dieser Seite zu. Das Geräusch entfernte sich. In dem Augenblick, als ich mich wunderte, daß niemand feuerte, fiel ein Schuß. Dann hörte ich den Damhirsch sich mir wieder nähern. Dies alles spielte sich natürlich sehr rasch ab. Ich vermutete den General in der Allee, nicht einen Moment kam mir der Gedanke, daß er in das Gehölz eintreten könne. Das war von seiner Seite auch eine offensbare Unklugheit, jeder erfahrene Jäger wird zugeben, daß sie nicht voraussehen war.“

Blödsinn dachte er daran, daß die Geschworenen, ohne Jäger zu sein, ihn nicht verstehen konnten und er wandte sich ihnen erklärend zu:

„Die Gefahr lag darin, daß der General in die Schützenlinie zwischen die Treiber und unsere Flinten kam.“

In diesem Moment begegnete sein Blick demjenigen Durants und er glaubte eine Zustimmung darin zu lesen. Er sah ihn weiter an, als ob er das Wort nur an ihn richtete.

„Der Damhirsch näherte sich jetzt, ich hörte ihn, ich sah ihn in der Dichtung auftauchen fast mir gegenüber, und ich schoß sofort. Er sprang nach der Allee zu, ich feuerte eine zweite Kugel ab. Ich glaubte ihn getroffen zu haben, aber er verschwand. Wenn der General aufgeschrien hat, habe ich ihn nicht gehört.“

Seine Stimme klang hohl, auf seinem Gesicht lag ein herzzerreißender, qualvoller Ausdruck, mit nervösen, heftigen Gesten fuhr er fort:

„Mit unsagbarem Entsetzen sah ich ihn aus dem Gebüsch herauskommen . . . schwankend . . . wie ein Brett hinfallen . . . die Arme vorgestreckt . . . ich begriff sogleich, ich warf meine Flinte fort, ich eilte hin zu ihm . . . ich erinnere mich nicht mehr, ob ich geschrien habe . . . weiß nicht mehr, was vorgegangen ist . . . ich weiß nicht mehr, wer bei ihm war . . . wer ihm helfen wollte . . . ob es d'Entraque oder ein anderer war, er gab kein Lebenszeichen mehr von sich . . . ich wiederholte mir: Er ist tot . . . er ist tot . . . ich habe ihn getötet. . .“

Als Vermantes seine Erzählung begonnen hatte, sprach er wie von fernen Dingen, die er nur noch sah, weil er sie beständig wiederholt hatte. Aber je mehr sie ihm durch seine Worte klarer wurden, nahmen sie ihre schreckliche Wirklichkeit wieder an. Er hörte die Kugel pfeifen, er sah die Leiche des Generals auf dem Leib hingestreckt, Leute liefen, schrien um ihn herum. . . Der Präsident hatte, das Kinn in die Hand gestützt, zugehört. Er suchte die Wahrheit aus den Worten heraus, aus dem Ton der Stimme, aus allem, was lügen konnte. Die Geschworenen spannten ihre ganze Aufmerksamkeit an, mit gerunzelter Stirn, mit zusammengepreßten Lippen, durch die Anstrengung abgespannt, mit der sie ihren Geist arbeiten ließen. Als die Erzählung beendet war, schüttelte der Staatsanwalt mit einer Bewegung von Mißstimmung seine roten Ärmel, um sich eine Notiz zu machen. Er war unzufrieden. Der Angeklagte war sich in seiner Schilderung immer gleich geblieben, und die Lügner widersprechen sich, wie man weiß, fast immer.

In der kurzen Stille, die nun folgte, murmelte Chaussy:

„Er hat seine Lektion fein gelernt!“

Vielleicht drückte diese Bemerkung die allgemeine Ueberzeugung aus. Die momentane Stummheit Vermantes' vor seinem Bericht, sein anfängliches Zögern, seine Stimme, die vergebens nach Sicherheit rang, hatten einen schlechten Eindruck auf das Publikum gemacht. Es sah aus, als ob er sich mit Gewalt aufzumuntern wollte. Und dann, nachdem er zu lange gezögert hatte, schien er seines Gedächtnisses zu sicher. Er hätte nach Worten, nach Erinnerungen suchen müssen.

„Das ist Ihre Darstellung,“ sagte schließlich Herr Motiers de Fraisse. „Also Sie behaupten immer noch, daß der General nicht an der Stelle, an der ihn die Kugel traf, gefallen ist, sondern daß er noch mehrere Schritte machte, um erst in der Dichtung niederzusenken?“

„Ich bin dessen sicher. Wäre der General in dem Moment, in dem ich schoß, in der Dichtung gewesen, so hätte er dem Damhirsch gegenüber stehen müssen, der den Rand des Gebüsches streifte.“

„Wir werden gleich einen Zeugen behaupten hören, daß er den General in der Dichtung stehen sah, bevor er Ihre Kugel abfeuern hörte. Sie werden sich mit ihm auseinandersetzen. Wieviel Schritte war der General von dem Rand entfernt, als Ihre Kugel ihn traf?“

„Wie kann ich das wissen? Ich hätte ihn doch dann sehen müssen und hätte nicht geschossen.“

„Wir wollen feststellen: hat der Damhirsch die Dichtung vor oder nach Ihrem ersten Schuß überschritten?“

„Ich habe nach ihm geschossen, als ich ihn gesehen hatte, das heißt im Augenblick, als er die Dichtung verließ.“

„Ihnen gegenüber?“

„Ein wenig links.“

„Sie sagten, daß Sie ihn von der entgegengesetzten Seite kommen hörten?“

„Gewiß. Er war von Herrn Moiront gestreift worden, blieb einen Augenblick im Gebüsch und kam dann zurück. Er hat meiner Flinte fast gegenüber gestanden, sloh nach rechts und verschwand.“

„Herr d'Entraque versichert, daß Sie zwei oder drei Sekunden gezielt haben.“

„Herr d'Entraque sagt nicht die Wahrheit.“

„Sie haben also nach Abschätzung geschossen?“

„Nicht ganz, denn ich sah das Tier.“

„Ueber diesen Punkt werden Sie sich ebenfalls mit Herrit d'Entraque auseinandersetzen. Wir wollen vom zweiten Schuß sprechen. Der Damhirsch durchheulte die Dichtung und zeigte sich von der Seite. So ist es doch, nicht wahr? . . . Schön!

... Wollen Sie mir erklären, wieso ein geschickter Jäger wie Sie, der nach Kaninchen scharf schießt, eine solche Biestscheibe verfehlen kann, wenn er Rehposten nimmt?"

„Aber ich hatte keine Rehposten, Herr Präsident! ... Als Herr d'Erstfeld sie verteilte, ließ ich mir keine geben! ... Ich hatte nur Kugeln, der Dambirsch kann davon gestreift worden sein, ohne seine Flucht verlangsamt zu haben.“

„Das ist möglich, falls Sie nicht aufgeregter oder außer Fassung über das waren, was Sie eben getan hatten ...“

„Was ich eben getan hatte? Davon hatte ich keine Ahnung. Ich glaubte nur das Tier verfehlt, meine Kugel nutzlos verfeuert zu haben. Das war alles!“

„Nutzlos verfeuert war sie sicher nicht!“

Das Auditorium geriet in Aufregung. Es erregt sich immer über Worte, die es brutal zu seiner etwas abgelenkten Aufmerksamkeit auf die Tatsache zurückführen. Vermantes' klare Versicherungen genügten nicht mehr, Glaubwürdigkeit hervorzurufen. Er wußte auf alles zu gute Antworten zu geben. Man hatte ihn im Verdacht, die strittigen Fragen gewittert und über seine Auseinandersetzungen reißlich nachgedacht zu haben. Aber wie viele Dinge blieben doch noch unverständlich?

„Wenn Sie den Dambirsch gestreift hätten, würden sich Blutspuren gefunden haben.“

„Ein fürchterliches Gewitter ist fast sofort gekommen, der Regen fiel in Strömen.“

Unabsichtlich murmelte der Staatsanwalt:

„Gerade zur Zeit.“

(Fortsetzung folgt.)

## Das Reiterliedchen.

Von Paul Béch.

### I.

Da lag ein Dorf in der Nähe von Mons. Immer das Bahngelände entlang mußte man gehen. Eine halbe Stunde vielleicht. Es gab aber auch Leute, die nur zwanzig Minuten dazu brauchten. Je nachdem.

Das Dorf war unansehnlich und hart. Denn keine Vorgärten lagen prächtig vor den Häusern. Und auch kein Springbrunnen stand auf dem Marktplatz; nur ein großes hölzernes Kreuzfig. Aber eine Kirche hatte dieses Dorf und eine Schule.

Die Schule war krumm und blind wie ein Kriegsveteran. Und auf dem Kirchturm nistete eine Storchfamilie.

Und genau vierundzwanzig Häuser waren noch vorhanden. In dem ersten Hause wohnte der Pfarrer mit dem Metzdiener. Es war ein großes weißes Haus. Auf den Fensterbrettern standen ein paar Blumentöpfe, und dicht dahinter hingen blaue Gardinen herunter.

Das zweite Haus gehörte dem Lehrer und das dritte dem Bürgermeister. Beide Häuser hatten grüne Türen und flache Dächer.

Und dann kamen noch zwanzig Häuser, die waren alle wie ein Haus; schwarz und torfgepicht, und vor den Fenstern lagen Misthaufen: Aufgehäuftes von Biegen und Schweinen und Kaninchen.

Das vierundzwanzigste Haus war auch schwarz und torfgepicht. Aber statt des Düngerhaufens lag immer ein Kind in der Sonne. Und in der offenen Tür, die zweiteilig war, stand die Frau Guyssmanns und strickte.

Jean Guyssmanns, ihr Mann, war ein Steiger. Jeden Morgen um fünf fuhr er auf dem Dreirad zur Grube. Und er kam erst nach sechs Uhr abends wieder zurück auf dem Dreirad.

Er aß dann und trank wie einer, der viel arbeitet. Und nach dem Essen ging er gleich zu Bett. Manchmal küßte er auch die Frau noch, ehe er schlafen ging. Wenn er ihren versteckten Mund sah und die Augen, sagte er immer wie aus der Ferne: „Liebe Madelaine!“

Und sie kräufelte die Rippen und küßte ihn. Und ein Kater strich schnurrend an ihrem Fuß. Nach einem Weilschen stiegen sie dann zu zweit ins Bett.

Und als eines Abends Jean Guyssmanns wiederum Frau Madelaines Mund suchte und die Augen, und ein ganz klein wenig näher „Liebe Madelaine“ sagte, nahm sie seine Hand und zerbrach darin etwas.

Und Jean kam noch ein wenig näher und meinte: „Wir könnten uns doch gut einen Kostgänger halten!“

Da schob ihr Mund aus der Tiefe empor, wie wenn sich eine kleine, süße Muschel öffnet. Und die Augen streckte sie wie zwei Fühler aus. Ein Lachen war darüber gespielt, das war rot wie ein Herz. Und es war ihres Mannes Herz.

### II.

Am anderen Morgen, kurz vor dem Mittagessen kam der Kostgänger. Er reichte der Frau die weiche rotfleischige Hand wie ein Bekannter und sagte: „Der Guyssmanns schickt mich. Stappen, Leon Stappen ist mein Name.“ Und die Frau ließ die warme Hand langsam entgleiten und nickte.

Der Kostgänger wollte gleich seine Schlafkammer sehen. Und als sie ihn die Treppe hinaufführte und das Zimmer auflegte, wo ein frischbezogenes Bett sehr breitbeinig stand, dachte Frau Madelaine: er wird fünf Jahre jünger sein denn Jean. Und sein Haar ist ganz anders. Er wird ein Blame sein. Vielleicht aus St. Amand, wo meine Schwester wohnt.

Da Leon Stappen sich umwandte mit blinkenden Zähnen, meinte Madelaine schlicht: Nun wollen wir essen. Ich habe Kohlrüben gekocht mit Hammelfleisch. Jean muß jetzt Aufgewärmtes essen. Ich habe sonst immer des Abends die Mittagstost gekocht.“

Er verzog gleichgültig den Mund und krommelte mit den Lippen so wie Guyssmanns, wenn er Sauerkraut mit Pfötchen gegessen hatte. Aber diese Lippen sagten etwas anderes.

Dann gingen die Zwei hinunter und aßen. Und nach dem Essen holte Madelaine das Söhnchen aus der Kammer und hielt es dem Kostgänger hin.

„Das ist Bull!“

„Ja, das ist Bull!“

„Vier Jahre wird er im Herbst und dann bekommt er Hosen an, und ein Pferdchen wird ihm Vater laufen.“

„Ja, ja, ein Stedenpferdchen werde ich ihm kaufen,“ sagte Leon Stappen und nahm den Bubens auf's Knie und ließ ihn reiten.

Eine ganze Weile ritt das Söhnchen so auf dem Knie des Kostgängers.

Und Madelaine stand mit dem Rücken am Fenster und wiegte den Kopf zu diesem Püddchen, das Leon Stappen achlos vor sich hinpiff. Von ihrem Scheitel standen ein paar ganz feine Härchen in der Sonne und leuchteten wie Stahlspitzen.

Aber es war kein Reiterliedchen, das der Blame pfiß.

Und ganz plötzlich hatte Madelaine das Gefühl, als ob jemand ihren Kopf zwischen zwei weiche, rotfleischige Hände nehme und den Mund aus seinem Versteck wie mit einem Pfeischen lodte.

Und es war Leon Stappen, der so pfiß und das Söhnchen auf und nieder wippte mit dem Knie.

Leon Stappen ließ den Bubens wippen und dachte, ohne Madelaine anzuschauen: wie häßlich sie aussieht, nun sie da vor dem Fenster steht. Ihre Haare sind so blau wie polierter Stahl. Und ihre Brüste sind rund und fest. So rund, als hätte diese Frau nie das Söhnchen geboren.

Und Madelaine stand am Fenster und hatte noch immer die weiche, knitterige Lagschürze vor.

Ein Drummer stieß sich an die Scheiben und draußen auf der Landstraße tuckte ein Hahn die Hühner herbei.

Da ließ der Blame den Knaben plötzlich fahren und richtete sich auf.

Madelaine erbebte am ganzen Körper wie eine junge Magd, die ihren Liebsten kommen hört.

Halb ärgerlich, als merkte er, daß sie ihn anstarrte, wandte er sich zur Tür und warf sie ins Schloß. Die Bodentreppe knarrte laut auf unter den harten Schritten.

Und Madelaines Kleid wurde schwarz und frostig, wie das Gewand einer Witwe. Und ihr Herz fiel herab und tat einsamere Schläge.

Um die Vesperzeit betrat Leon Stappen ungerufen die Stube. Das Söhnchen war draußen auf der Wasse. Und der Kater lag zusammengerollt auf dem Sofa.

Madelaine goß dem Blamen den Kaffee in die große Tasse, die mit Goldbuchstaben verziert war. Mit gespreizten Fingern warf sie den Zucker hinein und machte einen langen Hals dabei. Es war ganz still im Zimmer.

Und plötzlich nahm er ihre kleine weiße Hand mit einer heftigen Bewegung und hielt sie wie ein Geschenk. So wie ein Geschenk, das ihm schon lange gehörte.

Wohl lag zwischen Weider Augen, die sich kreuzten und befragten und verschlangen, eine fragende Unruhe. Aber die Frage wurde nicht ausgesprochen. Und es war eine kleine Buge, als der Blame leise sagte: „Ja, ja, Du bist seine Frau.“

Aber von ihren Lippen prallte es ab wie ein Echo: ja seine Frau! Dahinter stand es schon ganz straff und zugespitzt wie ein Pfeil: ich wollte, ich könnte schon ehrlos sein!

Und da sie das Gesicht voll zu ihm aufhob, nahm er ihre beiden Hände und wollte sie küssen.

„Nein, o nein“, hauchte Madelaine, „nein, nein, nicht die Hände!“

Und so fuhr er wilden Bluts über ihr Gesicht mit warmen Lippen und fühlte wie ein Gift das feste runde Fleisch der Arme, die jäh seinen Hals umklammerten. Und sein Atem schrittete wie ein Pfiff.

Und Madelaine schünte wie unter einem Messer, das die Fasern ihrer letzten Begierden bloßlegte. Und sie gab ihm alles, wonach ihn hungerte und düstete. Und es geschah zum erstenmal, daß einer die Seele dieses Weibes küßte. Und es war ein Blame, der so küßte.

Wie ein Betrunkener torfelte Leon Stappen aus der Kammer. Und als er die Klinke der Stubentür packte, erhob sich Madelaine und ging ihm nach.

Mitten im Zimmer blieb sie stehen, da er draußen war. Und sie zerfloß und floß hin wie sein Schatten.

Der Geruch seiner blonden Haare aber blieb wie ein fremder Duft in der Stube und legte sich schwer auf Kofster und Geräte,

Der Steiger Huhsmanns jagte nach dem Abendessen ganz langsam und sehr fern sein monotones: „Liebe Madelaine!“

Aber ihr Mund lag verschlossener denn je zwischen den scharfen Winkeln. Und sie fühlte mit einem verbissenen Groll, daß es Nacht wurde und ein flebriger Dunst den fremden Geruch von den Geräten und aus der Kammer wegtraf.

Und mitten in der Nacht, genau zu derselben Stunde, da Madelaine mit blauerkrümmten Fingern über die behaarte Brust ihres Mannes fuhr und einen anderen ferneren Mund suchte, ward der Steiger Leon Stappen vom Wetter erschlagen und mit ihm elf andere Männer aus demselben Dorf.

### III.

Auf fünf Reiterwagen fuhr man die Särge, worin das Zerfetzte von zwölf Männern lag, durch das Dorf. Hinter dem ersten Wagen, der nur einen schwarzen Sarg über das schlechte Pflaster schleifte, gingen die Metzdiener und der Pfarrer. Und die Grubendirektoren und der Steiger Jean Huhsmanns und seine Frau. Sie trug einen Kranz aus getrocknetem Moos, und ein paar rote Papierrosen stakten darin.

Die Musikanten bliesen ein trauriges Lied. Das stolperte über die Misthaufen und zerplatzte an den Fensterscheiben wie ein dummer Landregen. Aber es war niemand in den schwarzen, torfgepöckelten Häusern.

Nur vor dem vierundzwanzigsten hantierte das Söhnchen mit einem Holzpferd. Und es tanzte damit wie nach einer sanften Musik.

Das war aber nicht der traurige Nachregen hinter den Särgen. Der Blame piff sich selbst sein Liedchen. Und es war wie ein Reiterledchen, und das Söhnchen tanzte mit dem Holzpferd hinterdrein.

### IV.

Der Steiger Jean Huhsmanns fuhr jeden Morgen um fünf auf seinem Dreirad zur Grube.

Und Madelaine stand wieder am Fenster. Sie hatte eine knittrige Laßschürze vor. Und die feinen Härchen vom Scheitel standen in der Sonne und waren ganz weiß wie der morsche Reif des Alters.

Und es kamen noch viele Kostgänger ins Haus. Und die dann wieder gingen, hatten weiße Gesichter, wie von einer Seuche verheert. Sie trugen das weiße Verheerte in die Klöster und verbrannten es im Weibrauch des Zölibats. Sie ließen keine Spur und keinen Schatten zurück.

Da begab es sich, daß man den zwölf Vergleuten, die das schwarze Wetter erschlagen hatte, ein Denkmal setzte.

Der Steiger Jean Huhsmanns verbot aber seiner Frau, zur Feier zu gehen. Denn sie war schwanger im neunten Monat.

Madelaine zog dennoch das schwarze Brautkleid an, das sie auch zum Begräbnis getragen hatte und ging auf den Kirchhof. Sie warf ein paar sanfte Feldblumen auf das Wassengrab und ging siebenmal um das Denkmal herum, so daß der Pfarrer sie anfing wie eine Irre.

Und so wie eine Irre torkelte sie ins Dorf zurück. Ein fremder Schatten hüllte sie ein wie in eine Wolke. Und sie spürte ihre Stunde wie das Brausen eines Wahnzuges. Sie sah darin zwei große Lichter, die waren blau. Und ein Dampf wirbelte durch ihr Blut und machte es siedeln.

Sie warf sich unausgekleidet auf das Bett, das kühl und hungrig in der Kammer gähnte. Und sie lag darin wie in einem Sarg.

Ein Kröstelschauer zerschlug ihre Glieder. Die Rippen wurden blau und stumpf.

Die alte Bettlade stöhnte wie im Fieber. Aus den wurmzerstochenen Fugen rieselte Blut. Madelaine zerfloß wie ein Schatten. Als Jean Huhsmanns des Abends kam und die ausgelaugte Luft seinen Atem wegtraf, holte er die Schwiegermutter. Er führte sie in die Kammer, aber das Kind war schon da.

Da hob es die alte Frau empor und prüfte es und wog es in den Händen wie eine billige Ware.

Und zu dem Steiger sagte sie halb im Lachen: „Ja, ja. Gestern habe ich der Jeanette auch so ein Kinderl geholt. Das hat genau so blonde Haare und so blaue heimtückische Augen. Aber meiner andern Tochter Mann ist ein Blame. Aus St. Amand. Du weißt ja!“

Jean Huhsmanns nickte nur ganz fern. Gelähmt durch ein ähnelndes Gefühl, das, von dieser Alten angebohrt, weiterlägte in den verketteten Nerven, rang er wie ein Bewußtloser nach Worten, die Bewußtlose auf den zerwalkten Kissen damit zu beschmutzen und wegzuworfen wie ein zerbrochenes Gefäß.

Aber die hörte ein Reiterledchen pfeifen. Und es waren des Blamen Leon Stappen Lippen, die also piffen.

## Naturwissenschaftliche Wanderbücher.

In Scharen ziehen wir Großstädter des Sonntags hinaus in die nähere und weitere Umgebung von Berlin, um den Rauber der Landschaft auf uns einwirken zu lassen. Aber anders als noch vor

wenigen Jahren schauen wir uns draußen um. Die Zeit ist eine andere geworden, und wir mit ihr sind andere geworden. Auch die Art und Weise des Wanderns und des Reisens hat sich bedeutungsvoll gewandelt. Nicht mehr bloß als vergnüglich wandernde und behaglich rastende Touristen lugen wir hinaus in die sonnige Welt. Viel mehr wenden wir unser Interesse den naturwissenschaftlichen und geographischen Erscheinungen zu und pflegen mehr und mehr die Beobachtung. Nur durch planmäßige Beobachtungen schaffen wir uns ein Verständnis der Naturerscheinungen und legen dadurch zugleich den Grund zu einem wahrhaft edlen Naturgenuss. Wenn wir aber fähig sind, eine Landschaft verständnisinnig zu erschauen, dann bereiten wir zugleich der Erfüllung einer anderen Forderung den Boden: jede Wanderung und jede Reise zu einer Studienreise zu veredeln.

So segensreich nun jene Bücher wirken, die der Naturbeobachtung im allgemeinen gewidmet sind und in die Geologie, die Botanik oder die Zoologie einführen, so nötig ist es, für die einzelnen Landschaften naturwissenschaftlich-geographische Wanderbücher zur Hand zu haben. Denn nur an der Hand von Beispielen, die zu Wanderungen in einer bestimmten Gegend anleiten, können wir des Erfolges unserer Beobachtungen sicher sein. Solche Wanderbücher würden dann einen heilsamen Gegensatz ausführen gegen die bisher übliche Methode des Reisens, nämlich gegen die einseitig auf Geschichte und Kunst gerichtete, wie sie in den gebräuchlichen Reisehandbüchern doch noch überwiegend zum Ausdruck kommt.

Mit den Wanderbüchern für die Umgebung Berlins ist es kaum anders bestellt. Sie können uns in naturwissenschaftlicher Hinsicht nichts bieten. Aber wir haben neuerdings für die weitere Umgebung Berlins und für die Mark Brandenburg drei wissenschaftliche Reisehandbücher erhalten, die den Benutzer an Ort und Stelle führen und dort durch erläuternden Text, Karten, Abbildungen usw. die erforderlichen Belehrungen für naturwissenschaftlich-geographische Beobachtungen bieten.

Am ersten Stelle nennen wir das schöne Buch von Dr. W. Gothan: „Botanisch-geologische Spaziergänge in die Umgebung von Berlin“ (Leipzig, Verlag von W. S. Teubner, 1,80 M.). Gothan macht in diesem Wanderbuch den trefflich gelungenen Versuch, die geologischen und botanischen Verhältnisse einer kleinen Landschaft in ausführlichster Weise gemeinverständlich darzustellen. In einzelnen Wanderungen, die planmäßig ausgewählt und nach Jahreszeiten angeordnet sind, führt uns Gothan durch die Umgebung von Berlin und leitet Schritt für Schritt zur Beobachtung an. Auf diese Weise ist es ihm möglich, ohne Voraussetzung umfassender Fachkenntnisse ein anschauliches Bild von der Flora der Berliner Umgebung zu geben. Zugleich aber entwickelt er die wichtigsten Begriffe der Botanik überhaupt und liefert somit eine Einführung in die Hauptfragen der Botanik. Zweierlei also erreicht Gothan durch seine Darstellung: er schafft ein Verständnis für die botanischen Verhältnisse der Umgebung Berlins und er gibt uns eine Einführung in die botanische Wissenschaft überhaupt. So erläutert also Gothan die an den betreffenden Lokalitäten vertretenen Lebensgemeinschaften der Pflanzen, die sogenannten Pflanzenvereine, und deren Lebensbedingungen, insofern er gleichzeitig typische Angehörige jener Pflanzenformationen kenntlich macht. Da lernen wir den Laubwald und den Nadelwald, die Heide und das Moor, den Bruchwald und die Ruderal(Schutt)flora genau kennen und werden auf wirklich biologische Tatsachen hingewiesen. So gewöhnen wir uns denn zugleich, nicht lediglich als „Pflanzenfammler“ die Natur zu betrachten. Da sich aber ohne Behandlung der Bodenbeschaffenheit bei der Schilderung der Pflanzenvereine nicht auskommen läßt, zieht Gothan auch die geologischen Verhältnisse heran, soweit sie für die Geländebildung und die Bodenarten in Frage kommen. Die Tierwelt hat der Verfasser leider nicht mit behandelt.

Als Ergänzung zu dem Werk von Gothan kommt das Werk von R. Hude in Betracht: „Geologische Ausflüge in der Mark Brandenburg“ (Leipzig, Verlag von Quelle u. Meyer, 2,60 M., geb. 3,20 M.). Wenn man bedenkt, daß den meisten Wanderern von allen naturwissenschaftlichen Beobachtungen gerade die geologischen am wenigsten liegen, so muß man geologische Wanderbücher besonders freudig begrüßen. Hude wendet dieselbe Methode wie Gothan an. An der Hand von genau festgelegten „Routen“ schildert er die Gegenden der Mark Brandenburg, die vom geologischen Standpunkt aus von besonderem Interesse sind. Dabei gibt er den in der Geologie weniger Vorgesicherten eine genaue Anleitung, um an der betreffenden Stelle das aufzufinden, richtig zu erkennen und zu verstehen, was für den Geologen von Wichtigkeit ist. Im ganzen gibt Hude siebzehn Exkursionen. Auch Hudes Buch ist recht brauchbar. Nur mit der Anordnung der Exkursionen mag der Naturfreund nicht einverstanden sein. Hude hat nämlich die Routen nach geologischen Formationen zurechtgelegt und behandelt nacheinander Silur, Zechstein, Trias, Kreide, Tertiär, Diluvium, Alluvium. Das wäre besser unterblieben; denn auf jeder Exkursion wird man mehrere Formationen auf einmal zu Gesicht bekommen, und die Formationskunde ist für den Naturfreund das am wenigsten Wichtige von der ganzen Geologie.

Ebenfalls rein geologisch ist das Werk von Dr. S. Menzel, der manchen Leser durch seine geologischen Vorträge in

der Berliner „Freien Hochschule“ bekannt sein wird: „Geologisches Wanderbuch für die Umgegend von Berlin“ (Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 3,40 M., geb. 4 M.). Menzel hat ebenfalls die Routenbeschreibung gewählt und gibt zehn Exkursionen. Diese Routen bedecken fast nur teilweise mit denen bei Hude, so daß also beide Bücher sehr wohl nebeneinander zu gebrauchen sind. Jedenfalls hat Menzel seine Absicht, weitere Kreise geologisch zu belehren, trefflich erfüllt, und auch sein Werk verdient die beste Empfehlung. Besonders praktisch sind die am Schluß jeder Route verzeichneten Angaben über Fahrpreise und Fahrzeiten. Was die Literaturangaben angeht, so kommen für den Naturfreund nur die Nachweise der Karten in Betracht. Die angegebenen Spezialwerke (leider ohne Preisnennung) interessieren nur den Fachmann, von wenigen Ausnahmen abgesehen.

Wer auf seinen Wanderungen in die Umgebung Berlins naturwissenschaftliche Beobachtungen anstellen will, möge sich alle drei Werke anschaffen. Erst mit der in ihnen enthaltenen Anleitung wird es möglich sein, wirklich planmäßige Naturbeobachtungen zu treiben. Hier geologisch interessiert ist, greife zuerst zu Menzels Werk; spät er möge er das Buch von Hude zu Rate ziehen. Der Freund der Botanik wird an Gothards Werk seine helle Freude haben.

Dr. A. Berg.

## Kleines feuilleton.

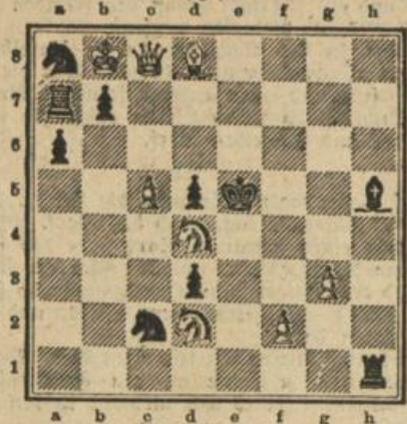
### Verkehrswesen.

**Alpenbahnen.** Der 31. Mai 1913 wird für alle Zeiten zu den Merkpunkten in der Geschichte des Verkehrswesens der Völker gehören. Bringt der Tag doch die Eröffnung der neuen schweizerischen Eisenbahn durch den Lötschberg-Tunnel, die die Bundeshauptstadt und die Gebiete am Thuner und Brienzsee mit dem Rhonetal, dem Kanton Wallis und dem Simplontunnel unmittelbar verbindet. Ein bedeutender internationaler Verkehrswege ist damit Ereignis geworden, eine Schienenstraße, die sich gleichwertig den berühmten Bahnen durch den Gotthard, den Mont Cenis und durch den Simplon anschließt. Ihre Bedeutung erhellt aus dem Umstande, daß durch die Lötschbergbahn die Entfernung zwischen Vorn und Brig, wo der Simplontunnel beginnt, von 230 auf 130 Kilometer verkürzt wird, daß die Fahrzeit zwischen Vorn und Maiwald sich auf knapp sechs Stunden, zwischen Vorn und Genua auf etwas mehr als acht Stunden verkürzt. Wer vom Berner Oberland durch den Simplon nach Oberitalien fahren will, braucht ferner nicht mehr den weiten und kostspieligen Umweg über den Genfer See zu machen; ihn führt der neue Schienenweg in fast gerader Linie durch das Tal der Rander, durch den neuen Tunnel und das Lötschental zum Eingang des Simplontunnels, an dessen Südbportal sich die lachenden Fluren Oberitaliens öffnen.

Der kühne Gedanke eines Eisenbahnbaues über das Gebirge wurde schon gegen Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gefaßt. Die Österreicher waren es, die hier bahnbrechend vorangingen; von 1850 bis 1858 erbauten sie die Bahn über den Semmering von Gloggnitz bis Mürzzuschlag. Ein noch weit großartigeres Werk war die Brennerbahn, die 1867 vollendet wurde, die erste große internationale Schienenstraße über die Alpen, die bis zum heutigen Tage nichts von ihrer Bedeutung eingebüßt hat. Fast gleichzeitig mit der Brennerbahn wurde in den Westalpen ein nicht minder großartiges Werk, die Bahn über den Mont Cenis begonnen und im Jahre 1871 vollendet. Doch die bedeutendste Errungenschaft, ein Ingenieurwerk, dessen schrittweises Gelingen vor einem Menschenalter die gesamte Kulturwelt mit größter Spannung verfolgte, war die Durchbohrung des Gotthards. 31 Jahre sind jetzt verflossen, seit dieser direkte Schienenweg von Deutschland über Luzern nach Mailand dem Verkehr übergeben worden ist, und noch immer werden die grandiosen Anlagen dieser Bahn, ihre Rehrunnels und Schleifen, ihre kühnen Bindungen rings um die Berge zur Seite furchtbarer Abgründe, vor allem der 14 012 Meter lange Haupttunnel durch den St. Gotthard selbst alljährlich von Hunderttausenden entzückter Reisender bewundert. Im Jahre 1884 wurde der Arlberg-Tunnel in der Länge von 10 250 Metern dem Verkehr übergeben; an Länge (5866 Meter) weniger bedeutend, aber wegen ihrer unerhörten kühnen Bauten besonders bemerkenswert ist auch die Durchstechung des Albulatunnels. Der seiner Tunnellänge nach bedeutendste Alpenbahnbau ist der durch den Simplon mit einer Durchstichlänge von 19 729 Metern; ihm folgt der Gotthardtunnel und gleich danach der jetzt dem Verkehr übergebene Tunnel durch den Lötschberg; beide sind mehr als 14 000 Meter lang. Doch der menschliche Unternehmungsgeist hat auch hier noch nicht Halt gemacht; plant man doch nunmehr den Durchstich des Mont Blanc, ein Werk, dessen Ausführung den Franzosen zufallen wird. Noch befindet sich dieser neue Schienenweg erst auf dem Papier der Zeichner und Ingenieure; aber grundsätzlich ist der Bau dieser Bahn bereits beschlossen. Man kann die Gewißheit hegen, daß auch dieses Werk gelingen und dazu beitragen wird, die Völker zu verbinden und die Nationen in friedlichem Verkehr einander näherzubringen.

## Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.  
D. Psepiorta.



2+ (F4-SPI 1)

Der Magistrat (?) von Havana hat 42 500 M. (!) zu einem Schachmeisterturnier daselbst gestiftet, das Anfangs 1914 stattfinden soll. Trotz unserer persönlichen Eingenommenheit für die Sache des Schachs können wir einer derartig hohen Aufwendung aus Steuergeldern (!) keineswegs zustimmen.

### Caro-Kann.

Vom Jubiläumsturnier des Wiener Schachklubs im April 1913.

G. Schlechter. Dr. Tartakower.

1. e2-e4 c7-c6?

Die Ansichten über den Wert dieser Eröffnung sind geteilt. Während Dr. Larrasch den Zug beurteilt, „weil er für die Entwicklung nichts leistet“ (immerhin die Damendiagonale d8-a5 meint Meister A. Niemzowitsch (in einer langen Rezension des letzten Larrasch-Büchchens in der „Wiener Schachzeitung“) der Zugzug enthalte den ehrgeizigen Plan, nachzuweisen, daß 1. e2-e4 verfrüht sei“. Der Rezensent gibt aber nicht an, wie e2-e4 nach seiner Meinung vorzubereiten (?) wäre! Wir ziehen 1. . . . . c7-c6! entgegengesetzt vor.

2. d2-d4 d7-d5

3. e4-e5 . . . . .

Sehr gut ist auch 3. e5-e5; 4. Ld3, Sf6; 5. h3 zc., um den Lc8 zu beschränken.

3. . . . . Lc8-f5

Im Betracht käme: 3. . . . . e6; 4. e3, e5; 4. Se2, Se6; 5. g3, Db6; 5. Lh3, f6; 6. f4, Sh6; 7. Kf1 (0-0), od; od, fe; fe, Sx(e5) 7. . . . . Le7; 8. Kg2 zc. Weiß wird mit Dd3 nebst event. Sb1-d2-f1 (f3)-e3 sich doch günstig entwickeln können.

4. Lf1-d3

Dies ist am üblichsten. Stärker ist jedoch vielleicht 4. g4!?, Lg6; 5. h4, h5 (h6?; e6!); 6. g5, e6; 7. Sh3 z. B.; 7. . . . . c5; 8. Sf4, Le4; 9. f3, Lf5; 10. e4, Se6; 11. e5, Sx(d4); 12. d6, Se2+; 13. Kf2, Dd7; 14. Sa3 zc. (SxT?; Lb5)

4. . . . . Lf5-d3

4. . . . . e6! konnte schadlos geschehen. (Müht 4. . . . . Lg5? wegen 5. e6! zc.)

5. Dd1xd3 e7-e6

6. Sg1-f3 Dd8-b6

7. 0-0 Db6-a6

Von A. Niemzowitsch herrührend, um durch Damenaustausch Remis anzustreben. Weiß steht aber auch dann etwas besser.

8. Dd3-b3

Einfacher 8. Se1, DxD; 9. SxD mit bedeutendem Entwicklungsvorsprung. (7 Tempi gegen 8.)

8. . . . . Da6-b6

9. Db3-e3 Sg8-e7

10. b2-b3 Se7-f5

11. De3-d3 c6-c5

12. c2-c4! d5xc4

- 18. Dd3xc4 Sf5xd4
- 14. Sf3xd4 c5xd4
- 15. Dc4-c6+ Db6-d8
- 16. Dc8xb7 Sb8-d7
- 17. Db7-e4 Sd7-c5
- 18. Dc4-c6+ Se5-d7
- 19. Le1-a3 . . . . .

Einfacher war mit Lb2 (nebst eb. Td1 und De4) den Bd4 zu erobern.

- 19. . . . . Lf8xa3
- 20. Sb1xa3 0-0
- 21. Sa3-c4 Ta8-c8
- 22. Dc6-e4 Sd7-c5
- 23. De4-f3 f7-f6
- 24. Df3-g3 f6-g5
- 25. Dg3xe5 Tf8-f5
- 26. De5-e2 Dd8-d5
- 27. Ta1-d1 Tc8-f8
- 28. f2-f3 Tf5-h5
- 29. Tf1-f2 Tf8-f6
- 30. De2-d2 e6-e5
- 31. Dd2-b4 h7-h6
- 32. g2-g4 . . . . .

Um behufs Ablenkung des Th5 von der Bedung des Be5, mit Db4-b8+xe5 abzuwickeln.

- 32. . . . . Tf6-g6
- 33. Tf2-g2 . . . . .
- Stärker war Sc4-e3-g2.
- 33. . . . . Th5-h8
- Falls 33. . . . . Dxf3, so 34. Tf1, Dc6; 35. Db8+, Kh7; 36. Tf8 zc.
- 34. Db4-b8+ Kg3-h7
- 35. Db8xe5
- 35. . . . . Sxe5?; 36. Tb6 zc.
- 35. . . . . Dd5xf3
- 36. Td1-f1 Df3-c6
- 37. De5xd4 Sc5-e6
- 38. Dd4-f2 Tg6-g5
- 39. Tf1-e1 Se6-c5
- 40. Df2-c2+ Sc5-d3
- 41. Tg2-g3 Th3xg3
- 42. h2xg3 De6-g6
- 43. Te1-d1? . . . . .

Nützlich war 41. Te3!, Sb4!; 42. DxD+, TxD; 43. a3, Se6; 44. Tg4, h5; 45. Kf2 mit Vorteil. Der Fehler im Text kostet die Partie.

- 43. . . . . Tg5xg4!
- 44. Td1-d2 Tg4xg3+
- 45. Td2-g2 Tg4xg2+
- 46. Dc2xg2 Sd3-c1
- Einfacher 46. . . . . DxD+!; 47. KxD, Se1 zc.
- 47. Dg2xg6+ Kh7xg6
- 48. Sc4-e5+ Kg6-f5
- 49. Se5-e6 Se1xa2
- 50. Sc6xa7 Sa2-b4
- 51. Sa7-b5 g7-g5
- 52. Sb5-d6+ Kf5-f4

Aufgegeben.